

Biographien : D

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **68-69 (1958)**

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mermüden Schaffer immer wieder die Energie für seine außerordentlichen Leistungen.

Die Öffentlichkeit beanspruchte den Rat des weltgewandten und weitblickenden Direktors in den verschiedensten Institutionen, wie beispielsweise die Rheinschiffahrtskommission, der Aargauische Wasserwirtschaftsverband, das Direktionskomitee des Automobil-Clubs der Schweiz. Im Arbeitgeberverband suchte er stets den Frieden zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu wahren.

Die Sodafabrik Zurzach und die Bevölkerung von Zurzach und Umgebung verdankten dem Direktor gar manche soziale Einrichtung und die Unterstützung von gemeinnützigen Werken, so die Pensionskasse, das Wohlfahrtsgebäude, das Wohnviertel bei der Fabrik, die Kleinkinderschule und Beiträge an Schulen und kulturelle Belange.

1945 erfolgte abermals eine Produktionserweiterung auf der Seite der organisch-chemischen Chlorverwertung. Dazu erzog sich Dr. Cramer einen Stab von Forschungskemikern, denen er stets ihre Arbeit mit wertvollen Anregungen erleichterte.

1950 trat er von der Direktion der Sodafabrik zurück und bezog mit seiner Gattin sein Heim in Vaduz. Trotzdem diente er der Sodafabrik und andern industriellen Betrieben als Verwaltungsrat, machte Reisen (Amerika) und pflegte freundschaftliche Beziehungen. Am 8. Oktober 1952 machte eine Herzschwäche dem Leben des unermüdlichen Schaffers und liebenswürdigen Vorgesetzten und Menschen ein unerwartetes Ende.

LITERATUR: *Zur Erinnerung an Charles Louis Cramer-Stadler*, Erinnerungsschrift im Familienbesitz der Familie Cramer.

Walter Fischer 148

Custer, Hermann Johann David, von Rheineck, * 19. April 1823, † 27. August 1893 in Aarau. Er brachte die Jugendjahre in St. Gallen zu. 1837 Eintritt in die Gewerbeschule in Aarau, wo er sich beson-

ders für die Naturwissenschaften interessierte. Lehrzeit als Apotheker 1841/43 in Bern. Wanderjahre als Apothekergehilfe nach Genf, Freiburg im Breisgau, Frankfurt am Main. Das Pharmazeutische Institut in Jena zog ihn dorthin, wo er 1847 Assistent wurde und sich den Dokortitel erwarb. 1848 Rückkehr nach Bern, wo er das Staatsexamen bestand. Weitere Studien in Paris, von wo ihn der Bundesrat 1850 an den neugeschaffenen Posten des Münzwardeins berief, als welchem er die Umformung des alten Münzsystems in die neue Schweizer Währung leitete. Publikation der grundlegenden Arbeit *Die Gewichte, Gehalte und Werte der alten Schweizer Münzen*. 1855 Ernennung zum eidgenössischen Münzdirektor. Unerwartete Schwierigkeiten veranlassen ihn aber, auf Ende 1856 um seine Entlassung einzukommen.

1857 Übersiedelung nach Aarau, Eintritt in das Geschäft des Vaters (Seidenbandindustrie). Schwierigkeiten in der Branche, die der amerikanische Bürgerkrieg brachte, gaben Anlaß zur Gründung einer Mineralwasserfabrik. 1888 lähmte ihn ein Schlaganfall, 1893 führte ein zweiter Schlag zum Tode.

Custer pflegte in seiner Freizeit vor allem die Naturwissenschaften. Er war lange Jahre Quästor der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft. Seine Arbeitskraft stellte er gerne der Allgemeinheit zur Verfügung und wirkte als Kantonschulinspektor, in den Vorständen der Kulturgesellschaft und weiterer Institutionen.

LITERATUR: *Zur Erinnerung an Dr. Hermann Custer-Fueter von Rheineck*.

H. Remigius Sauerländer 149

Däster, Friedrich, Stifter der Anstalt Sennhof, Vordemwald, * 22. April 1831, † 21. November 1897 zu Brittnau. Die Däster waren Bürger von Balzenwil. Ihre Vorfahren haben früher im «Saal», einer Häusergruppe zwischen Balzenwil und Glashütten, ihr Heim aufgerichtet. Sie wurden daher im Volksmund «Saaler» ge-

heißen. Zwei Brüder, Jakob und Friedrich Däster, bewirtschafteten auf dem Sennhof zu Brittnau ein größeres Bauerngut im Halte von über hundert Jucharten. Obschon dieses überreiche Besitztum erlaubt hätte, ein angenehmes und sorgenfreies Leben zu fristen, haben sie hart gearbeitet und ein ganz bescheidenes Dasein geführt. Sie suchten ihr Glück im Aufbau und der Erweiterung ihres landwirtschaftlichen Betriebes. Sie blieben Junggesellen. Eine Haushälterin, Marie Schärer, gebürtig aus Thunstetten, besorgte ihnen den Haushalt. Am 10. Dezember 1886 starb Jakob Däster. Nach dem Tode seines Bruders, der der Gemeinde Brittnau die Bethalle im Friedhof im Feld erbauen ließ, gab Friedrich Däster seinen Hof in Pacht. Er übersiedelte in das im Jahre 1859 erbaute Käseereigebäude. Dort, in jenem einfachen Hause, verbrachte Saaler Fritz mit seiner Haushälterin, der Saalermarei, in stiller Zurückgezogenheit seinen Lebensabend. Der frühe, unerwartete Tod seines Bruders und die Ruhe seiner einsamen Klause mögen ihn veranlaßt haben, über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzudenken. In dieser Zeit der Untätigkeit, reifte in ihm der Plan, sein bedeutendes Vermögen an barem Gelde und in Liegenschaften der Wohltätigkeit zuzuführen. Er entschloß sich, seine sämtlichen schuldenfreien Liegenschaften mit einigen hunderttausend Franken in Wertschriften der Kulturgesellschaft Zofingen als Schenkung zur Erbauung einer Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben zu übermachen. Mit dem Bau konnte am 22. April 1895 begonnen werden. Die auf den 1. Januar 1898 vorgesehene Eröffnungsfeier hat Hauptmann Friedrich Däster nicht mehr erlebt. Die Anstalt Sennhof in der Gemeinde Vordemwald hat später viele Umwandlungen erfahren. Sie dient seit Jahren als Pflegeanstalt für ältere, hilfsbedürftige Menschen, die dort in aller Ruhe ihren Lebensabend verbringen können. Als Stifter der Anstalt Sennhof wird Friedrich Däster weiterleben.

LITERATUR: Nekrolog im *Zofinger Tagblatt*, Nr. 276 vom 23. November 1897. – *Der Hausfreund*, Sonntagsbeilage zum *Zofinger Tagblatt*, Nr. 24 vom 14. Dezember 1947.

Fritz Lerch 150

Denzler, Alberich II. (Taufname: Franz Adam), * 11. Dezember 1759 in Baden, † 9. September 1840 in Wettingen. Abt von Wettingen. Geboren als Sohn des Matthias Denzler erhielt er die erste Schulbildung in seiner Vaterstadt; Philosophie studierte er in Luzern. 1778 fand der strebsame Jüngling Aufnahme in Wettingen, legte 1779 die Gelübde ab und erlangte 1784 die Priesterwürde. Bald nachdem er mit ausgezeichnetem Erfolge die theologischen Studien abgeschlossen hatte, finden wir ihn als Theologieprofessor im Zisterzienserkloster Altenryf bei Freiburg, einige Jahre später in Wettingen selber. Als nach dem Tode des Abtes Benedikt Geygis der Konvent von Wettingen am 5. Oktober 1818 zur Neuwahl eines Abtes zusammentrat, erhielt der damalige Prior P. Alberich schon im ersten Wahlgang fast alle Stimmen. Nur durch eindringliches Zureden des Wahlpräses, Abt Josef Girard von Hauterive, konnte er bewogen werden, die Würde und Bürde anzunehmen. Die Abtweihe empfing er in der Jesuitenkirche in Luzern durch den Nuntius Vinzenz Macchi.

Für den neuen Abt kamen bald schwere Zeiten. Seine Tagebuchaufzeichnungen berichten uns davon. Immer wieder wurde seine Tätigkeit als Abt gehemmt durch die unverkennbaren Aufhebungsabsichten der radikalen Klosterfeinde, die von 1830 an ihre Pläne offen zu verwirklichen suchten. Es wurde alles aufgeboten und jedes Mittel schien am Platz zu sein, um die Stimmung des Volkes gegen das Kloster und seine Insassen aufzuwiegen. Man schreckte vor gemeinsten Verleumdungen nicht zurück. Es ist verständlich, daß der sittenreine, gütige und feinfühlig Abt Alberich besonders schwer darunter litt, zumal er auch ein leutseliger und gesellschaftliebender Herr war. Auch

war ihm viel daran gelegen, mit den Behörden stets in gutem Einvernehmen zu bleiben. Für Schule und Theologiestudium zeigte er sein besonderes Interesse, einmal, um seine Mönche entsprechend gut zu beschäftigen, und um andererseits damit Heimat und Kirche zu dienen. Bei einer gelegentlichen Schulinspektion sprach die Kommission dem Abt ihre volle Anerkennung und Zufriedenheit aus über die Einsicht und Sorgfalt, womit der Abt die wissenschaftliche Bildung im Gotteshaus befördere, und die Lehrer durch ihre Kenntnisse und Lehrgaben und durch unermüdliche Tätigkeit und Anstrengung das in sie gesetzte Vertrauen auf alle Weise rechtfertigten. Und doch wurde die Schule 1835 aufgehoben. Fast zu gleicher Zeit mußte es Abt Alberich erleben, daß die Klosterbesitzungen unter staatliche Beaufsichtigung gestellt wurden. Es war für den alten Abt eine Genugtuung als es hieß, vom 1. Januar 1840 an würde den Klöstern die selbständige Verwaltung zurückgegeben werden. Doch es sollte bald anders kommen.

Viel tat Abt Alberich auch für Innen- und Außenrenovationen von Kirchen, so im Jahre 1828 für das Gotteshaus der Stadt Baden. Auch notwendige Bauarbeiten an den Pfarrhöfen in Wettingen und Baden verschlangen große Summen, aufeinander folgende Fehl- und Mißjahre und Kriegskontributionen hatten ohnehin die Mittel des Klosters vermindert. Im Jahre 1834 feierten die Mönche von Wettingen das goldene Priesterjubiläum ihres Vaters. Auch das kurz vorher gehaltene sechste Zentenarium der Gründung Wettingens, das mit großer Feierlichkeit gehalten ward, war ein Freudentag für den greisen Abt. Bald nach diesen Feierlichkeiten nahmen die Geistes- und Körperkräfte des Abtes merklich ab, so daß er bald sein Amt nicht mehr verwalten konnte. Da erlöste ihn der Tod am 9. September 1840 von Leiden und Siechtum. Am 12. September übergab man seine sterblichen Überreste der geweihten Erde. Im nördlichen Seitenschiffe der Klosterkirche zu

Füßen des Abtes Bernhard Keller harret er der Auferstehung.

In dankbarer Liebe meißelte der kunstfertige P. Alberich Zwyszig, der Komponist des Schweizerpsalms, eigenhändig den Grabstein mit der Randinschrift: «Qui fecerit et docuerit hic magnus vocabitur in regno coelorum – Wer Gottes Lehre hält und halten lehrt, wird groß heißen im Himmelreich». Abt Alberich war das letzte Mitglied des Konventes, das in Wettingen seine letzte Ruhestätte fand. – Die Gedenkblätter der Wettinger Äbte fassen seine Regierungszeit in die Worte zusammen: «Du widerstandest den Stürmen von außen und bewahrtest weise die Ruhe im Innern.»

LITERATUR: DOM. WILLI, *Album Wettingense*, 2. Auflage, Limburg an der Lahn 1904. – Derselbe, *Cistercienser-Chronik*, 14. Jahrgang 1902: *Zur Geschichte des Klosters Wettingen-Mehrerau*. – P. COLUMBAN SPAHR, *Zum 100. Todesjahr des Abtes Alberich Denzler*, im *Aargauer Volksblatt* vom 9. September 1940. – Abt KASSIAN HAID, *Revue d'Histoire Ecclésiastique 1941: Aus dem Tagebuch des Abtes Alberich Denzler von Wettingen*. – *Elogia* (Gedenkblätter) *Abbatum Maris-Stellae 1934*, Baden.

Leodegar Walter 151

Diebold, Fritz, * 30. August 1869 in Baden, † 7. August 1916 in Zürich, Sproß des schon um die Mitte des 15. Jahrhunderts aus Straßburg zugezogenen und in Baden eingebürgerten Geschlechts mit sehr zahlreicher Nachkommenschaft, aus der einige Vertreter hervorragen, so Dr. Karl Xaver Bernhart Diebold (1807 bis 1865), der die umfangreiche Schrift *Der Kurort Baden in der Schweiz*, Winterthur 1861, veröffentlichte. Fritz Diebold war der Sohn des Beat Jakob Wilhelm Diebold und der Caroline geb. Mühlberg, einer Schwester von Friedrich Mühlberg in Aarau. Der Vater war als Ingenieur in Baden, dann in Winterthur und Zürich tätig, an welchen Orten der Junge die Schulbildung genoß. Fritz Diebold litt seit der Kindheit an Asthma. Das Übel verließ ihn Zeit seines Lebens nicht mehr ganz. Zur Stärkung

schickte ihn der Vater, der beruflich nach Südamerika verreisen mußte und von dort nach Jahren todkrank zurückkehrte, an den Genfersee. Trotz Abratens der Ärzte im Hinblick auf seine geschwächte Gesundheit beschloß der junge Diebold, Medizin zu studieren, bestand nach privater Vorbereitung die Maturität. Es folgten medizinische Semester in Zürich, München und Bern. 1894 in Bern das Staatsexamen und nachher die Promotion mit der Arbeit *Ein knotenförmig geschlungener Thrombus im rechten Vorhof*. Neben den von Atemnot immer wieder behinderten Berufsstudien beschäftigte er sich gerne mit Musik. Er war ein vorzüglicher Klavierspieler.

1894 Assistent am Theodosianum in Zürich, dann eigene Praxis in Thayngen, Gründung eines Hausstandes mit Leopoldine Pfenninger von Stäfa und Zürich, die ihm fünf Kinder schenkte. Infolge der Atemnot den Anstrengungen der Landpraxis nicht gewachsen, befaßt sich Diebold nun eingehend mit dem Studium der obern Luftwege bei Bresgen in Frankfurt und bei Fränkel in Berlin. Neue Praxis in Olten, von wo aus er auch Sprechstunden in seiner Vaterstadt hält. Die warmen Quellen der Therapie der obern Luftwege in besonderem Maße dienstbar zu machen, ist sein Anliegen.

1906 verlegt er seine Tätigkeit nach Zürich, nun als Spezialarzt für Nasen- und Halskrankheiten, ist daneben leitender Arzt des städtischen Inhalatoriums in Baden und veröffentlicht mehrere Abhandlungen.

PUBLIKATIONEN: Unter anderem *Das Thermalwasser zu Baden in Hinsicht auf seine Anwendung bei den Erkrankungen der obern Luftwege*, 1905. – *Die Beziehungen zwischen Mandel- und Blinddarmentzündungen*, in *Festschrift zur Eröffnung des neuen Krankenhauses der Stadt Baden*, 1912.

LITERATUR: *Correspondenz-Blatt für Schweizer Ärzte* 1917, 216ff., mit Verzeichnis der Schriften. – W. MERZ, *Wappenbuch der Stadt Baden* (mit der Stammtafel der Familie Diebold).

Otto Mittler 152

Dietsch, Andreas, von Mülhausen, * 13. Oktober 1807, † im Winter 1844/1845. Pionier. Andreas Dietsch wurde im französischen Mülhausen als Sohn des Winkeladvokaten André Dietsch-Nerbel geboren. Er besuchte vom siebten bis elften Lebensjahr «zwei der armseligsten Schulen seiner Vaterstadt», bildete sich aber aus eigener Kraft weiter. Er erlernte die Bürstenbinderei und scheint sich seit 1831 als herumziehender Bürstenmacher betätigt zu haben. 1835 erhielt er die Niederlassungsbewilligung in Aarau, heiratete 1836 Susanna Magdalena Hagnauer, Tochter des Bürstenmachers Gabriel Hagnauer, und ließ sich kurz darauf in Zofingen nieder, wo er ein eigenes Bürstenwarengeschäft betrieb. Hier kam Dietsch mit dem Sozialreformer Dr. med. Rudolf Sutermeister (1802–1868) und dem sozialistisch denkenden Fabrikanten Gustav Siegfried in Berührung, die später mit dem 1842 in die Schweiz geflüchteten ersten deutschen Theoretiker des Kommunismus, Wilhelm Weitling, in brieflicher und persönlicher Verbindung standen, und wohl auch die Bekanntschaft Dietschs mit Weitling vermittelt haben. In der Korrespondenz des Arztes Sutermeister (s. d.) mit dem Schneider Weitling (1842/1843) wird Dietsch mehrmals erwähnt. Dieser lebte seit 1838 wieder in Aarau, wohin er nach dem Tode seiner Frau mit seinen zwei Kindern zurückgekehrt war, um ins Geschäft seines Schwiegervaters einzutreten. Im Jahre 1841 veröffentlichte er eine in ausgezeichneter Aargauer Mundart verfaßte humoristische Darstellung des Aarauer Bachfischet, das erste literarische Zeugnis über diesen heute noch von der Aarauer Jugend geübten Volksbrauch. Diese Schrift erlebte drei Auflagen. Wohl unter dem Eindruck von Weitlings Buch über *Die Menschheit wie sie ist, und wie sie sein sollte*, für dessen Verbreitung sich Dr. Sutermeister einsetzte, schrieb Dietsch auf Anregung des Zofinger Arztes und Menschenfreundes seine sozialpolitische Utopie *Das tausendjährige Reich*, die 1842 von Samuel

Landolt in seinem radikal orientierten *Posthörnchen* veröffentlicht wurde, und 1843 in erweiterter und modifizierter Form im Selbstverlag des Verfassers unter dem Titel *Gleichheit und Einigkeit, der Weg zur Freiheit und zum ewigen Frieden. Das tausendjährige Reich* als Broschüre erschien. Obwohl sich die Gedankengänge Dietschs sehr stark mit denjenigen Weitlings in dessen, ebenfalls 1842 veröffentlichten Utopie *Garantien der Harmonie und Freiheit* berühren, geht Dietsch durchaus eigene Wege, mehr im Sinne des französischen Utopisten Cabet. Er ist in seiner Kritik an der herrschenden Gesellschaftsordnung weniger politisch, analytisch und scharfsinnig als Weitling; seine Ideen sind humanitärer und praktischer Art, gelegentlich romantisch, visionär und widersprüchlich. Sein hauptsächlichstes Interesse gilt dem darniederliegenden Handwerkerstand, dem er in einem idealen kommunistischen Siedlungssystem in enger Verbindung mit der Landwirtschaft aufhelfen möchte.

In einer zweiten Schrift *Die Gründung von Neuhelvetia. Ein sicherer Wegweiser für Auswanderungslustige, welche in Amerika ihr Glück suchen und begründen wollen*, Aarau 1843, gedruckt von S. Irmel in Langenthal, veröffentlichte Dietsch konkrete Vorschläge zur raschen Verwirklichung des tausendjährigen Handwerkerparadieses. Während Dr. Sutermeister eine Siedelung mit «gemeinsamer Wirtschaft» in der Nähe von Zofingen gründen wollte, verlegte Dietsch seinen Plan nach Missouri, das ihm bessere Möglichkeiten zur Verwirklichung seiner Ideen zu bieten schien als der Aargau. Was Dr. Sutermeister nicht gelungen war, nämlich Anhänger für ein kommunistisches Utopia zu finden, gelang dem praktisch veranlagten Dietsch. Als *Anhang zu dem schon erschienenen Plan: Die Gründung von Neu-Helvetia etc.*, veröffentlichte er die von ihm entworfenen und mit «Aarau, den 3. März 1844» datierten *Vereinsstatuten der Auswanderungsgesellschaft zur Gründung von Neu-Helvetia im Staate Missouri*

in Nordamerika, denen er einen *Nachtrag und Abänderung der Statuten etc.* folgen ließ. Die Gesellschaft zählte damals bereits 92 eingeschriebene Mitglieder. Diese 24 Artikel umfassenden Statuten sind ein Gemisch von Idealismus und Sachlichkeit und stellten an die Vereinsmitglieder hohe moralische Anforderungen in bezug auf Selbstentäußerung, Friedfertigkeit, Arbeitswillen, Fürsorge und Gehorsam – noch höhere aber an den leitenden Aarauer Ausschuß, dem die Verantwortung für die Geschäftsführung, Organisation der Auswanderung und Gründung der Kolonie übertragen war. Im Juni 1844 wurden die Schriften von Andreas Dietsch zu einer 95seitigen Broschüre für die Vereinsmitglieder zusammengefaßt (*Das tausendjährige Reich, nebst Plan und Statuten zur Gründung von Neu-Helvetia im Staate Missouri in Nordamerika*, von Andreas Dietsch. Vermehrt im Auftrage des leitenden Comites von Adolf Hennings). Am 26. März 1844 hatte Dietsch der aargauischen Regierung ein Gesuch um finanzielle Unterstützung des Unternehmens, vor allem für die mittellosen Mitglieder, eingereicht. Während die kantonale Armenkommission willens war, dem Gesuch wenigstens teilweise zu entsprechen, lehnte es der Kleine Rat wegen mangelnder gesetzlicher Grundlage ab. Trotz dieses Mißerfolgs setzte das Komitee in Aarau seine Bemühungen um die Gründung von Neu-Helvetia fort. Die Abreise der Vereinsmitglieder sollte in drei Gruppen am 2. Juni, 1. Juli und 28./29. August 1844 erfolgen. Den Transport der ersten Gruppe von Aarau nach New York, darunter Dietsch mit seinen beiden Töchtern, hatte der Bierfuhrmann und Auswanderungsagent Deppeler von Tegerfelden vertraglich übernommen, der die Gesellschaft mit noch andern Auswanderern (im ganzen 145 Personen) und sämtlichem Gepäck selber nach Le Havre brachte. Bei der Abreise von Aarau begleiteten über hundert Personen die drei Planwagen bis vor die Tore der Stadt. In Le Havre schifften sich die «Utopians» am 25. Juni auf dem

Postschiff «Albany» ein und winkten Europa ein «tränenloses Lebewohl» zu. In der Folge gab es Tränen genug, denn die Reise war – schon ab Colmar – eine ununterbrochene Reihe von Abenteuern, Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen. Andreas Dietsch hat diese Epopöe von Glücksuchern, die auszogen, das tausendjährige Reich aufzurichten, dessen Hauptstadt New Aarau heißen sollte, in seiner lebendig und spannend geschriebenen Broschüre *Tagebuch und Reisenotizen der Auswanderer-Gesellschaft zur Gründung von Neu-Helvetia* beschrieben (Aarau 1845). Dieses Büchlein verrät die schriftstellerische Begabung seines Verfassers, der über ein sicheres Stilgefühl und einen anschaulichen Wortschatz verfügt und die schlimmsten Situationen mit jenem Humor zu schildern weiß, der schon in seinem *Bachfischet* zum Ausdruck kam. Der Verleger des Büchleins, Jakob Blattner, stammte aus Rombach bei Küttigen, lebte schon einige Jahre in Jefferson City und wies die Ankömmlinge, die am 2. August 1844 den Boden Amerikas betreten und nach entsagungsvoller Reise das Mississippi-Tal erreicht hatten, an den Inspektor des staatlichen Kongreßlandes, Edward Hutawa, in dessen *Selectional Map of Missouri* (St. Louis 1844) die einzige Eintragung der Siedelung Neu-Helvetia in amerikanischen Landkarten zu finden ist. Hutawa empfahl Dietsch an den berühmten Gründer der niederdeutschen Siedelung Westphalia, Dr. Bruns, weiter, der den «Utopians» zu günstigen Bedingungen Land am Osage Fluß, zwischen Westphalia und Jefferson City verkaufte. Schon am 20. September 1844 gingen die zuverlässigsten Mitglieder der von 31 Personen auf 7 Erwachsene und 11 Kinder zusammenschmolzenen Gesellschaft an die Errichtung der geplanten Gemeinschaftssiedelung, die aber aus Unerfahrenheit, Untüchtigkeit, Unbotmäßigkeit, Eigensinn, Krankheit und Tod einzelner «Utopians» nicht recht gedeihen wollte. Umsonst trat der ernüchterte Dietsch – der trotz allen Schwierigkeiten

und Mißerfolgen an seiner Idee des tausendjährigen Reiches festhielt – als «Rufer in der Wüste» auf, um die immer stärker zerbröckelnde Gemeinschaft zusammenzuhalten und ihr neue Mitglieder zuzuführen. Jakob Blattner reiste in die Schweiz zurück, um das Präsidium des Aarauer Komitees zu übernehmen und die Auswanderung der neugebildeten Gruppen vorzubereiten.

In seinem Tagebuch schilderte Dietsch die harte Wirklichkeit, «um niemanden zu täuschen», und in seinem (gedruckten) Brief vom 15. Dezember 1844 gibt er offen zu, wie schwer es sei «mit verschiedenartig gesinnten Menschen in Gemeinschaft etwas anzufangen und auszuführen». Trotz seiner Tatkraft und seinem nie erlahmenden Optimismus war das Schicksal der Kolonie nicht aufzuhalten. Von den ehemaligen Reisegegnossen des Betrugers verdächtigt und verfolgt, mühte er sich mit wenigen Getreuen weiter um seine Gründung. Bevor jedoch die neuen Helfer aus der Schweiz in seinem Paradies eintrafen, erlag der charaktervolle Idealist den Strapazen seines Unternehmens, vermutlich bald nach dem 28. Januar 1845. Die Nachzügler scheinen sich nicht in Neu-Helvetia niedergelassen zu haben. Der frühe Tod des Gründers dieser Kolonie mag auch der Grund sein, weshalb Neu-Helvetien weder in der amerikanischen Siedelungsgeschichte noch in den Werken über die «utopischen Kolonien Amerikas» erwähnt wird. Der Name kommt nur einmal in einer Urkunde der Kreisstadt Linn vor, und in einer Urkunde von Osage County wird gesagt, daß eine gewisse Rosetta Dietsch das Land verkaufte, auf welchem einst die Stadt New Aarau erstehen sollte.

Heute ist dieses Gebiet eine Viehweide, in welcher der Besitzer im Jahre 1947 die Gräber von drei erwachsenen Personen und mehrerer Kinder fand – sowie eine verrostete Schere, die an den Platz erinnerte, auf welchem vor hundert Jahren das Gemeinschaftshaus der Aargauer «Utopians» stand.

QUELLEN: ANDREAS DIETSCH, Schriften (im Text aufgeführt). – GEORG SCHULZ-BEHREND, *Andreas Dietsch and Helvetia, Missouri*, in *The Swiss Record*, herausgegeben von der Swiss-American Historical Society, Vol. II, Madison 1950, mit weiteren Quellenangaben aus der amerikanischen Literatur. – Aargauisches Staatsarchiv, Akten J Nr. 3, 109, 1836; JA Nr. 5, 69, 1844. – Staatsarchiv Zürich, Weitling-Akten Nr. 3, b 14, f 16, l 1–4 und P 239.1. – FRANZ MEHRING, *Geschichte der deutschen Sozialdemokratie*, Stuttgart 1913, Band I, S. 231 ff. – Der Verfasser wird eine ausführliche Darstellung des tausendjährigen Reichs von Andreas Dietsch in den *Aarauer Neujahrsblättern* von 1959 veröffentlichen.

Nold Halder 153

Dietschi, Jakob Max, von Lenzburg, * 20. Februar 1873 in Mönthal, † 9. März 1951 in Leubringen bei Biel. Als Pfarrerssohn aufgewachsen in Fahrwangen und Aarburg. Studierte in Basel und Marburg evangelische Theologie, empfing bei dem Marburger Wilhelm Herrmann den bestimmenden Einfluß für sein theologisches Denken und Erkennen. Von 1899 bis 1941 Pfarrer in Seon. Unerschrockener und tiefeschürfender Verkündiger der evangelischen Wahrheit im Geist der Reformation. Umsichtiger Hirte seiner Gemeinde aus der Erkenntnis der sozialen Botschaft der Heiligen Schrift. Er nahm mit wachem Aufmerken teil an der theologischen Erneuerung, die von Kutter und später von Karl Barth und Thurneysen ausging. Als langjähriges, unermüdetes Mitglied des aargauischen Kirchenrats war Dietschi wesentlich beteiligt an der Gestaltwerdung der aargauischen Landeskirche, die nach der Revision der Kirchenartikel von 1927 unter der Hoheit des Staates sich öffentlich-rechtlich selbstständig organisiert und als oberstes Organ für Verwaltung und kirchliche Ordnung die Synode besitzt. Bei der Entstehung der aargauischen Kirchenordnung und -organisation entscheidende Mitarbeit in dem Bestreben, das kirchliche Baugerüst von dem Grund der Heiligen Schrift her zu errichten. Auf das kirchliche Leben des ganzen Kantons wirkte er ferner während

einigen Jahren als Präsident des Kirchenrats ein. Wertvolle Mitarbeit am *Monatsblatt*, später am *Kirchenboten* und in dem Werk des Blauen Kreuzes. Nach dem Rücktritt aus dem Gemeindeamt Übersiedelung nach Leubringen bei Biel, wo Dietschi in der Nähe der einzigen Tochter den Lebensabend verbrachte.

Ernst Gysi 154

Dietschy, Franz Joseph, von Rheinfelden, * 19. März 1770 in Pfaffenberg, Herrschaft Schönau/Wiesental, † 26. August 1842 in Rheinfelden. Franz Joseph Dietschy kam 1790 nach Rheinfelden, ließ sich 1792 hier nieder und kaufte sich ins Bürgerrecht ein. Er verheiratete sich mit Anna Maria Tschudin von Wittnau im Fricktal, kaufte den alten «Salmen» und das Haus «Zum tiefen Keller», das er noch um das benachbarte Zunfthaus «Zum Bock» erweiterte. Auf diese Liegenschaft ließ er auch das Patent vom früheren «Salmen» übertragen. Da er zunächst für seinen Bedarf, bald aber auch für andere Wirte Bier zu brauen begann, geriet er in harte Konkurrenzkämpfe mit bereits ansässigen Brauern, ließ sich aber in seinen Plänen nicht behindern. Mit dem ersparten Gelde kaufte er im Laufe der Zeit einen ansehnlichen Grundbesitz zusammen, so 1813 große Teile des in staatlicher Versteigerung stehenden Besitzes der Johanniterkommende Rheinfelden, 1821 und 1827 die Iglingerhöfe bei Magden und weiteres Land. Nach und nach verlegte er die Brauerei auf neu erworbenes Land westlich der Stadt, betrieb aber das Bierhaus «Zum Salmen» als solches weiter, während sein Bruder Michael das nahe Gasthaus «Zur Krone» führte. 1841 kaufte er das Haus «Zur Sonne», ließ dessen Wirtshausbetrieb ganz eingehen und baute es zum Wohnhaus aus.

Dietschys politische Tätigkeit in Gemeinde und Staat setzt schon 1798 ein mit seiner Wahl in den Bürgerausschuß für Finanzfragen und bleibt vorherrschend wirtschaftlich gerichtet. Stadtrat 1816, Vizeammann 1818, Stadtamman

1827 (nach einer Pause ab 1820). Die Gemeinde verdankt ihm die finanzielle Sanierung und Verbesserungen im Forstwesen und in den Pflugschaften (Fondsverwaltungen). Sein voller Einsatz für die Hebung und den Ausbau des Schulwesens ist eine Reaktion auf die Unzulänglichkeit seiner eigenen Schulbildung und die Erkenntnis der steigenden Anforderungen an das freier gewordene Volk: Ausbau der bestehenden Sekundarschule zur Bezirksschule, Mädchenarbeitsschule. Mitglied des Großen Rates 1816 bis 1842, des Verfassungsrates von 1831. Unablässiger Kampf für verbesserte Geschäftsordnungen der kantonalen Behörden; stets für Mäßigung in den politischen Kämpfen eintretend, Verteidiger des Fricktals und seiner Bedeutung als neuer Landesteil, in den Debatten durch Originalität und Launigkeit auffallend.

LITERATUR: G. A. FREY, *Franz Joseph Dietschy und seine Zeit*, Rheinfelden 1935. – *Festschrift 150 Jahre Salmenbräu Rheinfelden* 1949.
Anton Senti 155

Dimmler, Carl Anton, * 7. Oktober 1856 in Zell am Harmersbach (Deutschland), † 5. März 1935 in Zofingen, Kartonagefabrikant. Im Jahre 1881 wanderte C. A. Dimmler mit seinen Eltern und Geschwistern in die Schweiz ein, wo sich die Familie in Murgenthal niederließ und einbürgerte. Aus dem Kaufmannsstand stammend, trat der tüchtige Berufsmann im Jahre 1881 in den Dienst der Bank in Zofingen, wo er sich als zuverlässige Kraft bald zum Chefbuchhalter und Prokuristen heraufzuarbeiten vermochte. Um sich ganz dem bereits von seinem Vater im Jahre 1886 gegründeten Kartonage-Unternehmen zu widmen, trat Dimmler im Jahre 1906 aus dem Anstellungsverhältnis bei der Bank in Zofingen. Der damals noch in bescheidenen Anfängen befindliche väterliche Betrieb erlebte unter seiner umsichtigen und tüchtigen Leitung einen großen Aufschwung und entwickelte sich zu einem modernen und vorbildlichen Unternehmen seiner Branche. Der ange-

sehene Geschäftsmann erwarb sich im Jahre 1922 das Ortsbürgerrecht seiner Wahlheimat Zofingen, der er stets mit großer Anhänglichkeit verbunden blieb. In der Öffentlichkeit ist Dimmler nie hervorgetreten, hingegen war er ein großer Förderer des Sportwesens, ein eifriger Turner und Vorkämpfer des Radsportes. Als Gönner gemeinnütziger Institutionen und als wohlthätiger Mensch durfte sich Dimmler einer allseitigen großen Wertschätzung erfreuen.

LITERATUR: *In Memoriam*, Band II, S. 285. – Nekrolog im *Zofinger Tagblatt*, Nr. 54, vom 6. März 1935
Ernst Lehmann 156

Dinkel, Markus, * 12. Februar 1762 in Eiken, † 5. Februar 1832 in Bern. Porträt- und Trachtenmaler. Entstammte einer einst verbreiteten Eikener Familie. Im Jahre 1793 erscheint er in Bern als Mitarbeiter von Lory, Vater. Ein Miniaturbildnis eines «älteren Herrn» in Meinigen deutet darauf hin, daß Dinkel Studienfahrten in Deutschland machte. Er gehörte in den Kreis der schweizerischen Kleinmeister des 18. und 19. Jahrhunderts, arbeitete auch bei König, Locher, Reinhard. Mit Locher gab er einen *Recueil de Portraits suisses des 22 Cantons* heraus, die bei J. P. Lamy, Bern und Basel um 1820 erschienen. Eine Sammlung Dinkel-Blätter besitzt das Kunstmuseum Basel, mehrere Stücke hat in den letzten Jahren das Fricktalische Museum in Rheinfelden aus dem Kunsthandel erworben. Größere Gemälde sind bei der Bombardierung von München zugrunde gegangen.

LITERATUR: *Allgemeines Künstler-Lexikon (THIEME) IX*. – F. C. LONCHAMP, *Un siècle d'art suisse 1730–1830*, Lausanne 1920. – Ausstellungskataloge Basel 1912, Bern 1810, 1818, 1824, 1830.
Anton Senti 157

Döbeli, Joseph Paul, von Sarmenstorf, * 25. November 1755 in Sarmenstorf, † 3. Januar 1843 in Solothurn. Wo ihn seine Eltern, Johann Jakob Döbeli und Jakoea

Kottmann, Theologie studieren ließen, ist nicht bekannt. Als Feldprediger in spanischen Diensten wünschte er seiner Arbeit auf steinigem Erdreich entweder durch baldigen Friedensschluß oder durch Gefangenschaft entledigt zu werden. Er bewarb sich 1794 um die heimatliche Kaplaneistelle und trat sie 1796 an. Während der Franzosenzeit war er im Verein mit dem Untervogt und spätem helvetischen Senator Alois Ruepp ein feuriger Franzosenfreund, während sein Prinzipal, Pfarrer Joseph Thietland Eberle, als Innerschweizer ebenso eifriger Franzosengegner war. So entschloß sich Döbeli, 1803 wieder nach Spanien zu gehen, machte dort Bekanntschaft mit dem Schweizer Hauptmann Voitel, der in Tarragona für zwanzig bis dreißig Soldatenkinder eine Regimentsschule im Sinne Pestalozzis eröffnete. Diese Gründung gefiel dem Feldprediger Döbeli derart, daß er in Madrid eine Probeschule auf gleicher methodischer Grundlage und in Santander sodann ein Pestalozzianisches Lehrerseminar schuf. Napoleon wurde auf ihn aufmerksam und wollte ihn 1810 auf einen Bischofsstuhl erheben. Bevor Döbeli Weihe und Bischofssitz erhielt, begann Napoleons Stern zu sinken. Der Sarmenstorfer mußte aus Spanien fliehen und wurde 1811 Kaplan am Sankt Ursenstift in Solothurn. Bei der Reorganisation des Bistums Basel wäre Döbeli 1829 gerne residierender aargauischer Domherr geworden. Es schmerzte ihn lange, daß die aargauische Regierung ihn überging und seinen Sarmenstorfer Mitbürger, den Aarauer Stadtpfarrer und späteren Domdekan Alois Vock, wählte.

LITERATUR: P. MARTIN BAUR, *Geschichte von Sarmenstorf*, Einsiedeln 1942.

Martin Baur 158

Döbeli, Marie, von Sarmenstorf, * 23. Februar 1868 in Sarmenstorf, † 14. September 1900 in Grindelwald, Schriftstellerin. Sie besuchte die Gemeindeschule ihres Dorfes und einige Zeit das Töchterinstitut Heilig-Kreuz in Cham und betä-

tigte sich darauf im Haushalt ihrer Eltern. Als «Gretchen» oder «Marie vom Lindenberg» veröffentlichte sie im *Wohler Anzeiger* allerlei sinnige Verse. 1896 erschien ihr erstes und einziges Gedichtbändchen, *Schlichte Weisen*; im gleichen Jahr trat sie als Mitredaktorin der bestbekanntesten Emma Coradi-Stahl in Zürich in die Redaktion des *Schweizer Frauenheims*. 1897 verheiratete sie sich mit dem Arzt Dr. Huber in Grindelwald. Dort starb sie 1900 und wurde auf ihren Wunsch in Sarmenstorf begraben.

Wer meinte, daß im Dichtergärtlein der *Schlichten Weisen* lauter Veilchen und sanfte Maßliebchen wuchsen, der würde sich irren. Nein, viel eher gediehen da blutroter Mohn, Eisenhut und wehrhafte Distel! Marie Döbelis Sprache ist ausdrucksstark, echt, leidenschaftlich, die Gefühle ungeheuchelt, doch zu wenig sublimiert. («Noch kann ich hassen, endlos hassen / die Falschheit und die Niedertracht» – an anderer Stelle: «Ich könnte auch von Glück und Freude schwatzen bei solcher Nievergessenen Wiedersehn; / nach ihrem Scheiden froh heraus dann platzen: Gottlob, daß diese Schachteln endlich gehn.») Doch finden sich neben solch ausgesprochen jugendlicher Poesie immer wieder wirklich schöne poetische Formulierungen wertvoller Gedanken, und diese wohl mögen der jungen Verfasserin die sehr gute Kritik eingetragen haben, die das Gedichtbändchen, das 1899 schon die dritte Auflage erlebte, fand. Einige kurze Novellen, die im *Schweizer Frauenheim* erschienen, haben den gleichen Grundton wie die Gedichte, doch sind sie wenig ansprechend. – Als Marie Döbeli, erst 32jährig, an einem Hirnschlag starb, erlosch ein junges, strebendes Leben, das wohl trotz vieler Anerkennung nicht allzu glücklich gewesen sein mag.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Schlichte Weisen*, Gedichte, 1896. *Auf der Alm*, Novelle, 1897. *Verkannt*, Novellette, 1897. *Es hat nicht sollen sein*, Novelle, 1898. *Seine Geschichte*, Novelle 1898. *Friede*, Novelle 1899. *Des eisernen*

Kanzlers Jugendliebe, nacherzählt, 1899. *Gedichte*, 1899.

LITERATUR: HBL. – MARTIN BAUR, *Geschichte von Sarmenstorf*, 1942. – *Burechost*, mundartliche Dichtungen, herausgegeben von JOSEF REINHART, 1899. – *Wägwyser dur 's Schwyzerdütsch*. – *Aargauisches Dichterbuch*, herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft 1903. – Nekrolog von EMMA CORADISTAHL im *Schweizer Frauenheim*. 1900. – ADOLF VÖGTLIN, *Marie Döbeli*, in *Am häuslichen Herd*, 1901.

Mathilde Lejeune-Jehle 159

Doebeli, Othmar, von Meisterschwanden, * 1. November 1874 in Meisterschwanden, † 29. Januar 1922 in Zofingen, Kunstmaler. Nach Beendigung der Schulzeit in Zofingen kam er an die Malschule des Technikums in Winterthur und bezog anschließend die Kunstakademien in München und Paris. An letzterer Schule bildete er sich zum Porträtmaler aus. Von Paris kehrte Othmar Doebeli nach Zofingen zurück, und hier erlebte er bald das bekannte Künstlerlos an sich selber. Statt sorgenfrei seiner Kunst leben zu können, sah er sich genötigt, mit seinen Talenten nach Verdienst auszugehen. Er wandte sich daher von der ihm lieb gewordenen Porträtmalerei ab und der Landschaftsmalerei zu. Auf diesem Gebiet wurde Doebeli zum Heimatkünstler. Er machte sich besonders verdient um die Erhaltung des alemannischen Bauernhauses, dessen Poesie er in ungezählten Variationen auf der Leinwand festzuhalten verstanden hat.

LITERATUR: Nekrolog im *Zofinger Tagblatt*, Nr. 27 vom 2. Februar 1922.

Fritz Schoder 160

Döbeli, Samuel, * 5. Januar 1858 in Seon, † am 22. Mai 1919 in Aarau, Fachlehrer für Naturwissenschaften und Bezirkslehrer in Aarau. Er stammte aus einfachen Verhältnissen, durchlief die Schulen von Seon, die technische Abteilung der Kantonsschule Aarau und trat 1877 ins Eidgenössische Polytechnikum ein, um Naturwissenschaften zu studieren, setzte dann seine Studien in Genf mit Energie und seltener Anspruchslosigkeit,

oft in bitterer Not, fort, bevor seine Lehrtätigkeit begann. Er wirkte zuerst neun Jahre als Fortbildungslehrer in Strengelbach, wurde dann Rektor der Bezirksschule Gränichen und drei Jahre später an die Bezirksschule Aarau gewählt als Fachlehrer für Naturwissenschaften und Geographie. Tiefe Liebe zur Natur und Heimat, ein angeborener Forscherdrang ließen ihn Erscheinungen und Werte erkennen und studieren, wo andere achtlos vorübergingen. Er war ein strenger Lehrer, der von allen Schülern unerbittliche Mitarbeit verlangte. Als Forscher der Insektenwelt genießt Samuel Döbeli einen vorzüglichen Ruf, der über die Landesgrenzen hinausreicht. Er hat namentlich die Blattwespen des Aargaus mit großem Fleiß gewissenhaft studiert und wertvolle Sammlungen angelegt. Eine Anzahl kleine Publikationen und Bilder aus der Insektenwelt und Bienenzucht zeugen von seinem Fleiß. Seine Gesundheit war der Anstrengung nicht gewachsen; ein Magen- und ein Lungenleiden setzten seinem Schaffen ein vorzeitiges Ende.

LITERATUR: Nachruf in den *Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft*, XV. Heft (1919) S. If.

Adolf Hartmann 161

Dolder, Johann Rudolf, von Meilen ZH, Stein und Laufenburg (Ehrenbürger 1802), * 17. Oktober 1753 in Meilen, † 17. Februar 1807 in Aarau. Kattunfabrikant in Wildegg, wechselt zur Politik über, 1798 Ehrenbürger der Nationalversammlung, Senator, dann Mitglied des Direktoriums, 1802 Landammann der Helvetischen Republik, 1803 unter Bonapartes Einfluß Präsident der Regierungskommission zur Einführung der ersten aargauischen Verfassung, im gleichen Jahre erster Großratspräsident, Mitglied des Kleinen Rates und erster Landammann des neuen Kantons.

Dolder war in der turbulenten Zeit der Helvetik ein politisch amoralischer, von brennendem Ehrgeiz erfüllter Karriere-macher. Sein steiler Aufstieg in die höch-

sten Ämter des helvetischen Einheitsstaates verdankte er seiner unentwegten Parteinahme für Frankreich und seinem Flair für Zeit und Mittel. Er spürte voraus, was Frankreich jeweils von der Schweiz wollte und was er dementsprechend zu tun hatte. Dabei war ihm jedes Mittel recht, um sich oben zu halten, selbst der Verrat an politischen Freunden. Er erfreute sich der Gunst der französischen Machthaber. So konnten ihn auch seine grimmigsten Feinde, die Rengger, Stapfer, Usteri und viele andere, nicht dauernd aus seiner Stellung verdrängen.

Als Dolder gleich zu Beginn der Mediation im Aargau die führende Stellung erungen hatte, leistete er in den wenigen Jahren bis zu seinem Tode in seiner überragenden Stellung als Landammann Bedeutendes. Er hatte den Hauptanteil an der Organisation des neuen Staates, an der schwierigen Lösung der Frage des Loskaufs der Zehnten und Bodenzinse, der Schaffung des Strafgesetzes, der Niederlassungsordnung, der Regelung der Judenfrage. Er entwarf die Instruktionen für die aargauischen Gesandten auf die Konferenz mit der badischen Regierung zur Regelung der das Fricktal betreffenden Streitpunkte. Was Zweckmäßigkeit der Mittel, verbunden mit liberalster Gesinnung, anlange, stehe die aargauische Regierung an der Spitze aller kantonalen Exekutiven. Daran habe Dolder den größten Anteil und werde von allen geliebt und geachtet. So schrieb Zschokke an Stapfer über jenen Mann, von dem Usteri 1802 an Stapfer geschrieben hatte: «Dolders Wahl zum Landammann der Einheitsrepublik ist eine untilgbare Schande für die ganze schweizerische Nation.»

Dolder hatte das Glück zu sterben, als sein Beschützer, Kaiser Napoleon, im Zenit seiner Macht und seines Ruhmes stand. Als Dolder nach einem Schlaganfall im Regierungsgebäude starb, bereiteten ihm Großer und Kleiner Rat eine pompöse Begräbnisfeier. Der ehemalige arme Bauernbub mit seiner geringen Schul-

bildung war politisch, sozial und charakterlich der schärfste Gegensatz zu den hochgebildeten Idealisten und starren Unitariern vom Schlage der Rengger und Stapfer, die ihn offen haßten und verachteten. Doch hat Dolder mit seinem schlaun, beweglichen Geiste die politischen Verhältnisse in der Helvetik nicht selten richtiger beurteilt als jene.

Siehe *Lebensbilder*, S. 11–9.

Theodor Müller-Wolfer 162

Dominé, Hedwig, siehe Widmer, Anna Clara Hedwig.

Dorer, Edmund, von Baden, * 15. Juni 1831 in Baden, † 5. Mai 1890 in Dresden, Dichter. Der Sohn des Staatsmannes, Dichters und Literaturhistorikers Edward Dorer-Egloff hatte das Glück, in einem kultivierten Elternhause und in der freundlichen Umwelt der Kleinstadt Baden aufzuwachsen. Vom Vater frühzeitig in die humanistische Geisteswelt eingeführt, betrieb er von 1847 an philologische Studien in München, Leipzig und Berlin. Wirtschaftlich unabhängig, jedoch oft von körperlichen Leiden geplagt, lebte er später als freier Schriftsteller und Privatgelehrter an verschiedenen Orten Deutschlands und der Schweiz. Von seinen zahlreichen Reisen wurde ihm eine Spanienfahrt (1861/62) zum besonders eindrucksvollen und literarisch fruchtbaren Erlebnis. Als er von 1879 bis 1881 in Küsnacht und in Hottingen bei Zürich wohnte, gewann er mit seinem stillen, zartsinnigen Wesen die freundschaftliche Zuneigung Conrad Ferdinand Meyers. Mehrfach und insgesamt am längsten war Dresden sein Aufenthalt. Unter der Obhut einer getreuen Haushälterin, Caroline Birnstengels, die sich nachmals um den literarischen Nachlaß verdient gemacht hat, verschied er daselbst nach schwerem Leiden (Magenkrebs) im 59. Altersjahr.

Edmund Dorer war vor allem Lyriker. Anmutig und geistreich sind in seinen

Versen die unerschöpflichen Themata der Natur und des Menschenherzens abgewandelt. Die Freude an der Mannigfaltigkeit der Formen war väterliches Erbteil. Die fromme Gesinnung der Mutter und der Tante, der blinden Dichterin Luise Egloff, machte ihren Einfluß zumal in den Gedichten der zweiten Lebenshälfte geltend. Die Lobpreisung der tätigen Nächstenliebe war im Munde dieses Poeten, der im stillen viel Gutes tat, keine Phrase. Es entsprach dem sittlichen Grundzug seines Wesens, daß er für den Tierschutz und eine vegetarische Lebensweise eintrat. – Große Verdienste erwarb er sich als Übersetzer und Literaturhistoriker. Seine Bemühungen galten hauptsächlich den spanischen Lyrikern und Dramatikern. Der Anregung durch spanische Vorbilder und durch Hans Sachs sind Dorers Fastnachtsspiele, Zeugnisse eines lebenswürdigen Humors, zu verdanken. Im ganzen hatte seine Dichtkunst einen konservativen Charakter. Genialische Züge sind darin nicht zu finden, wohl aber ein starkes Formbewußtsein, humanistische Geisteskultur und christliche Herzensbildung.

HAUPTSÄCHLICHE VERÖFFENTLICHUNGEN:
Johannes Sekundus, ein niederländisches Dichterleben, Baden 1854. – *Elegien von Johannes Sekundus*, Baden 1854 (übersetzt von EDWARD DORER-EGLOFF und seinem Sohn EDMUND). – *Roswitha, die Nonne aus Gandersheim*, Aarau 1857. – *Albrecht Haller*, ein Festgedicht zum 12. Dezember 1877, Zürich 1877. – *Wahrheit und Sage*, Gedichte, Leipzig 1877. – *Bunte Blätter*, Gedichte, Leipzig 1878. – *Cancionero*, spanische Gedichte, übersetzt, Leipzig 1879. – *Granatblüten*, spanische Gedichte und Volkslieder, verdeutscht, Leipzig 1879. – *An Calderon zum 200jährigen Todesgedächtnis*, Leipzig 1881. – *Cervantes und seine Werke nach deutschen Urteilen*, Leipzig 1881. – *Die Calderon-Literatur in Deutschland*, Leipzig 1881. – *Der Vegetarismus und die Dichter*, Dresden 1884. – *Fastnachtsspiele*, Dresden 1884/85. – *Rudolf von Habsburg in Chronik und Dichtung*, Dresden 1886. – *Nachgelassene Schriften*, Dresden 1893 (3 Bände, mit biographischer Einleitung von ADOLF FRIEDRICH GRAF VON SCHACK). – *Nachgelassene Schriften*, Dresden 1904. – *Bilder und Gleichnisse*, Dresden 1906.

LITERATUR: *Neue Poetische Blätter* vom 1. Juni 1890 (WILHELM BOLIN). – KONRAD PASCH, *Edmund Dorer*, ein Lebens- und Charakterbild, Wien-Leipzig 1894. – *Dresdener Anzeiger* vom 7. August 1893. – *Basler Nachrichten* vom 6. November 1893. – JAKOB EMIL ROTHENBACH: *Panorama oder die Kunst für das Volk*, Liestal 1894/95. – *Neue Zürcher Zeitung*, 1898, Nr. 342. – Sonntagsblatt des *Bund* vom 11. Februar 1905. – ERNST JENNY und VIRGILE ROSSEL, *Geschichte der schweizerischen Literatur*, II. Band, 1910. – Dr. H. SCHOLLENBERGER, *Edmund Dorer*, die Persönlichkeit, sein Leben und Schaffen, Frauenfeld 1914. – ULI MÜNZEL; *Briefe C. F. Meyers an Edmund Dorer*, im *Badener Kalender* 1943. – ROBERT MÄCHLER, *Edmund Dorer als christlicher Dichter*, in *Badener Neujahrsblätter* 1954.

Robert Mächler 163

Dorer, Franz Ludwig Fidel, von Baden, getauft 1. Dezember 1778, † 11. Januar 1840, Regierungsrat. Sohn des Arztes, Schultheißen und Stadtschreibers Dr. Joseph Ludwig Dorer, war Fidel wie sein älterer Bruder Sebastian (s. d.) zum Studium bestimmt, bezog von 1792 bis 1798 alljährlich ein Stipendium aus der Kaspar-Dorerschen Stiftung, zuerst zum Besuch eines Gymnasiums, später zu juristischen Studien, für die er schon im Wintersemester 1793/1794 an der Universität Freiburg im Breisgau immatrikuliert wurde. Der Umsturz von 1798 hinderte ihn am Abschluß seiner Studien. Erst zwanzigjährig, versuchte er traditionsgemäß die von seinem Vater geführte Stadtschreiberei in Baden zu übernehmen, wurde aber gleich von der Munizipalität aus der Kanzlei gewiesen. Während der Zeit der Helvetik trat er politisch gar nicht hervor.

Mit der Neuordnung von 1803 Gerichtsschreiber in Baden, 1808 bis 1836 Mitglied des Großen Rates, 1816 bis 1831 Bezirksamtman von Baden, 1831 bis 1836 Regierungsrat, 1834 Landammann. Seiner Herkunft nach eher Gegner der Helvetik, darum in der Mediationszeit mit seinem Bruder Sebastian Anhänger einer gemäßigt-konservativen Richtung, wendet sich Fidel Dorer während der Restauration immer mehr dem liberalen Ideenkreis zu.

Darum schickt er, wohl ermuntert durch den Badener Professor Jos. Seb. Federer, seinen Sohn Edward 1824 in die von Troxler und Zschokke geleiteten Kurse des Aarauer «Lehrvereins». Seit 1830 setzt er sich immer eindeutiger für die Ziele des Liberalismus ein, läßt sich 1831 in den Kleinen Rat wählen und drängt im folgenden Jahre als Anhänger einer die Kirche sich unterordnenden Staatshoheit zu rigorosem Vorgehen gegen Pfarrer Stockmann in Wohlenschwil, der die Eheinsegnung von zwei Geschwisterkindern verweigert, darum vom Kleinen Rat bestraft und abgesetzt wird. Er geht mit seinem ebenfalls im Großen Rat sitzenden Sohn Edward einig, als dieser mit Luzerner Freisinnigen die gegen die katholische Kirche gerichtete Badener Konferenz von 1834 organisiert und daran als aargauischer Wortführer teilnimmt. 1836 nimmt er aus dem Kleinen und Großen Rat den Rücktritt. Er fühlt, wie er schreibt, das herannahende Alter und die Schwächung der Gesundheit; er sehnt sich nach friedlicher Ruhe. Der Große Rat gewährt den Rücktritt mit der Versicherung des lebhaften Dankes für die ausgezeichneten Dienste, die Fidel Dorer in schwierigen Zeiten dem Vaterlande geleistet hat.

In Baden genoß Dorer wie viele Mitglieder seines Geschlechtes hohes Ansehen. Es war wohl mehr als nur ein Ausfluß jener damals hohe Staatsfunktionäre fast wie Monarchen ehrenden Romantik, daß man ihn nach seiner Wahl zum Landammann in seiner Vaterstadt durch eine große Delegation und hundertundein Salutschüsse empfangen ließ. Seit 1801 war er verheiratet mit der aus altadeligem Geschlechte stammenden Maria Anna Magdalena Margarita von Maillardoz aus Freiburg im Üchtland. 1809 kaufte er von den Brüdern Samuel und Moses Guggenheim um 9000 Gulden das Schlößli in Ennetbaden.

Fidel Dorer hat, wie der *Schweizer-Bote* zu seinem Tode schrieb, als ernst und gerecht denkender Mann in allen Lebenslagen die volle Hochachtung und Liebe

derjenigen erworben, die ihn näher kennenlernten.

QUELLEN: Protokolle des Gemeinderates und Akten der Familie Dorer im Stadtarchiv. – Protokolle des Großen und Kleinen Rates im Staatsarchiv Aarau. – *Der Schweizer-Bote* vom 13. Januar 1840. – ED. VISCHER, *Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler*, Aarau 1951.

Otto Mittler 164

Dorer, Ignaz Edward, * 7. November 1807, † 27. März 1864 in Baden, Regierungsrat und Landammann. Nach dem Besuch des von I. P. V. Troxler geleiteten «Lehrvereins» Aarau widmet er sich wahrscheinlich zwei Jahre dem Rechtsstudium zu Freiburg im Breisgau, tritt sehr früh in die aktive Politik ein, wird 1832 Mitglied des Großen Rates und eidgenössischer Kommissär zur Beilegung des Konflikts zwischen Stadt und Landschaft Basel. 1834 Präsident des Bezirksgerichts Baden und einer der Initianten der Badener Konferenzartikel, 1838 Mitglied des Kleinen Rates und gleich darauf Landammann. Dem Radikalismus verhaftet, strebt Edward Dorer im Kampf um die Staatshoheit über die Kirche die Aufhebung der Klosterkollaturen, Wahl der Pfarrer durch die Pfarrgenossen und damit ein «demokratisch repräsentatives Leben der Kirche» an. Er ist Gegner der Klöster, bemüht sich aber, die Verschärfung der Lage zu verhindern, stimmt 1840 gegen die Verhaftung des Bünzer Komitees, im Januar 1841 dann doch für die Klosteraufhebung. Da nachher seine Anträge zur Pazifikation des Kantons und für die Amnestierung der am Januaraufstand beteiligten Personen nicht durchdringen, reicht er ein eingehend motiviertes Entlassungsgesuch ein, das gedruckt wird.

Dorer betätigt sich fortan als Lyriker, Literaturhistoriker und Folklorist und unterhält einen ausgedehnten Briefwechsel mit Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern des In- und Auslandes. Von größter Belesenheit in der Weltliteratur, ist er einer der besten Goethe-Kenner seiner

Zeit und im Besitz der umfassendsten Goethe-Bibliothek neben derjenigen des Salomon Hirzel in Leipzig.

Siehe *Lebensbilder*, S. 152–9.

Otto Mittler 165

Dorer-Girard, Max, * 13. April 1877 in Baden, † 17. Februar 1954 in Grenchen, solothurnischer Oberrichter. Als Sohn des Anton Albert Dorer, «Zum Bären», und der Alwina Antonia Julie Kellersberger stammt er von zwei Geschlechtern der Bäderstadt ab, aus denen bedeutende Vertreter der Politik, Wissenschaft und Kunst hervorgegangen sind. Den Familien der Hoteliers bot das Leben in den Bädern mit dem Zustrom prominenter Gäste reichste Anregung. Max Dorer verschrieb sich nach dem Abschluß seiner Mittelschulbildung in Zürich und Feldkirch anfänglich der Philologie, wandte sich aber bald der Rechtswissenschaft zu, studierte in München, hernach in Berlin bei den Professoren Dernburg und Kohler, zuletzt in Zürich, wo er unter Hitzig mit der Dissertation *Elemente des Gläubigerverzugs, insbesondere das Requisit der Culpa nach schweizerischem Rechte* promovierte, mit einer Arbeit, die wegen ihres praktischen Wertes in juristischen Kreisen viel beachtet wurde.

Nach kurzer Tätigkeit auf einem Anwaltsbureau in Dresden arbeitete er auf der Amtsschreiberei Solothurn und erwarb sich 1906 das solothurnische Anwaltspatent. In Grenchen eröffnete er ein bald von zahlreicher Kundschaft aufgesuchtes Advokaturbureau. Schon 1908 wurde er im Kreis Leberberg als Kandidat der freisinnigen Partei in den Kantonsrat gewählt, dem er bis 1917 angehörte. Hier griff er namentlich bei den Beratungen über das Einführungsgesetz zum Zivilgesetzbuch nachhaltig in die Diskussion ein. 1929 wählte ihn der Kantonsrat ins Obergericht. Von 1933 an war er Mitglied der Anklagekammer und Präsident des Versicherungsgerichts. Der Bezirksschulpflege Grenchen gehörte er 1909 bis 1927, dem Gemeinderat 1916 bis 1933 an.

Max Dorer war ein sehr angesehener Jurist, begabt nicht nur mit scharfer gedanklicher Durchdringung der Probleme, sondern auch mit der Kunst vollendeter sprachlicher Formulierung. Er hatte sich an den Meistern der Rhetorik geschult und verfügte über eine bemerkenswerte, stets gründlicher Gedankenarbeit abgerungene Vortragsart. Seine Reden in Strafprozessen, die auch in das Seelenleben der vor die Schranken geführten Personen hineinleuchteten, sollen Glanzleistungen gewesen sein. Sein großes Interesse am politischen Geschehen fand in inhaltlich wie formell vorzüglich gestalteten Artikeln der Solothurner Presse ihren Niederschlag. Als kantonaler Inspektor der Amtsschreibereien verfaßte er regelmäßig Berichte, die von Klarheit, Sachkenntnis und Wohlwollen zeugten. In diesem Amte hat er viel zur Vereinheitlichung in erb- und sachenrechtlichen Fragen beigetragen. Er griff gerne zur Feder, um zur Klärung aktueller Probleme Stellung zu beziehen. So schrieb er über den Fiskus, über die Entwicklung der landwirtschaftlichen Gesetzgebung, namentlich über das Bodenrecht und über Kriebsrecht. Auch für die in rascher Entwicklung begriffene Gemeinde Grenchen setzte er sich anregend ein. Die meisten der Arbeiten sind in der *Solothurner Zeitung* oder im *Grencher Tagblatt*, einige davon in Broschüren, erschienen. 1941 nahm er den Rücktritt vom Obergericht und zog sich ins Privatleben zurück. Verheiratet war Max Dorer mit Maria Girard, der Enkelin des Arztes Dr. Josef Girard, des Begründers der Grencher Uhrenindustrie.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Elemente des Gläubigerverzugs, insbesondere das Requisit der Culpa nach schweizerischem Rechte*, Zürcher Dissertation. – *Der Verteidiger in Strafsachen*.

LITERATUR: *Zur Erinnerung an Dr. Max Dorer-Girard, alt Oberrichter*. Mit Beiträgen von Obergerichtspräsident OTTO SCHENKER, Notar O. KAMBER und Pfarrer O. STRUB, 1954. – *Biographisches Lexikon verstorbener Schweizer*, Verlag Buchdruckerei zum Hirzen AG, Basel.

Otto Mittler 166

Dorer, Otto, *31. März 1851 in Baden, † 17. Juli 1920 in Bad Passug, Architekt. Besuch der Stadtschulen in Baden und der Kantonsschulen Frauenfeld und Aarau. Studium am Polytechnikum in Zürich, gleichzeitig bei Architekt H. Honegger in Zürich. Nach kurzem Studienaufenthalt in Genf fünf Jahre lang in Paris an der Ecole des Beaux Arts und im Atelier von Architekt Dubois, wo Dorer seinen späteren Associé Adolf Füchslin von Brugg kennenlernte. Mit diesem zusammen 1883 erster Preisträger beim Wettbewerb für die Schweizerische Landesausstellung in Zürich. 1884 Gründung des Architekturbüros Dorer und Füchslin in Baden. Hier neben reicher Bautätigkeit auch aufopfernder Dienst für die Öffentlichkeit als Präsident der Badarmenkommission und der Schulpflege, als Mitglied des Stadtrates, als Vorstandsmitglied des Aargauischen Heilstättenvereins, des Kinderheims «Klösterli», der Seminarkommission und der Kasinogesellschaft. Zu den frühen Gebäuden Dorers gehören außerhalb Badens das alte Telegraphengebäude in Bern, das Technikum in Burgdorf, die Postgebäude in Winterthur, Olten und Brugg, das Sanatorium Barmelweid, der chirurgische Pavillon des Kantonsspitals Aarau, das Kinderheim Hasenberg. In seiner Heimatstadt Baden sind hervorzuheben neben einigen Privat- und Geschäftshäusern an der Badstraße und am Postplatz das Schulhaus im «Ländli», das Kinderheim «Klösterli», das Städtische Krankenhaus und die Synagoge an der Parkstraße.

Dorer ist der dritte der Badener Architekten (nach Caspar Joseph Jeuch und Robert Moser), welcher einen wesentlichen Einfluß auf die bauliche Gestaltung besonders seiner engeren Heimat ausgeübt hat. In seinen Bauwerken ist er im 19. Jahrhundert ein Vertreter der Architektur der «Gründerjahre», wobei er aber die übersteigerte Manier der Ausschmückung nicht mitmachte, sondern seinen Bauten stets einen vornehmen Charakter verlieh. Um 1900 übernahm er nicht etwa die Bauweise des Jugendstils, sondern be-

fließigte sich bis zu seinem Tode einer gemäßigt neuzeitlichen Baugestaltung, die von seinen früheren Arbeiten stark abwich.

LITERATUR: Nekrolog in der *Schweizer Freien Presse*, 21. Juli 1920. – Nekrolog in der *Schweizerischen Bauzeitung*, 7. Aug. 1920. – *Schweizerisches Künstler-Lexikon I*, 379.

Ulrich Münzel 167

Dorer, Robert, von Baden, * 13. Februar 1830 in Baden, † 13. April 1893 daselbst, Bildhauer. Im Unterschied zu seinem jüngeren Bruder Edmund, dem Dichter, erfreute sich Robert Dorer einer kräftigen Leibesbeschaffenheit, die ihn befähigte, dem früh erwählten Bildhauerberuf zu leben. In Baden aufgewachsen, wurde er schon mit sechzehn Jahren Schüler der Münchener Akademie und erfuhr den bestimmenden Einfluß des romantischen Klassizisten Ludwig Schwantaler. In Dresden bildete er sich unter Ernst Rietschel weiter, dem er bei der Ausführung des Weimarer Goethe-Schiller-Denkmal assistierte, und später unter Ernst Hähnel. Nachhaltige Impulse empfing er von einem Aufenthalt in Italien, anfangs der sechziger Jahre. Seit 1870 wohnte er wieder in Baden, im väterlichen Haus zum Egloffstein. Gewisse seigneuriale Züge seiner Lebensführung, zum Beispiel seine dreispännigen Ausfahrten, erregten das Staunen oder Kopfschütteln der Mitbürger. Gesellschaftlichen Verkehr hatte er in der Vaterstadt wenig. Der ersten Ehe mit einer geborenen Blumer von Glarus entsprossen zwei Söhne und eine Tochter; die zweite Gattin, Gertrud Markwalder, schenkte ihm einen Sohn. Nach einer manchmal erfolgreichen, zuweilen aber auch von Enttäuschungen beschatteten Künstlerlaufbahn verschied er als Dreiundsechzigjähriger an einem Herzschlag.

Mit Werken einer formbewußten, großzügig repräsentativen Figurenkunst hat Robert Dorer sein Bestes gegeben. Das bekannteste ist das 1869 mit einer Ansprache von General Dufour eingeweihte Nationaldenkmal in Genf. Verwandte Ge-

staltungsweise zeigen die Modelle zu einem Berner Nationalmonument und zu Denkmälern für Tell, Bubenberg, Vadian, Uhland und Zschokke. Eine Reihe eindrucksvoller Figuren hat Dorer für St. Gallen geschaffen: die Kolossalgestalten der Helvetia, des Handels und der Industrie auf der Attika des Verwaltungsgebäudes der Versicherungsgesellschaft «Helvetia», die allegorischen Nischenfiguren an der Hauptfassade dieses Baus und die Statuen an der Frontseite des Kunstmuseums und auf der Zinne der Kantonalbank. Aus Dorers Werkstatt kamen ferner die acht Statuen berühmter Staatsmänner und Krieger an der Front des Berner Gesellschaftshauses und die Kolossalstatue auf dem Rathaus von Winterthur. Vorzügliches hat er auch als Porträtplastiker geleistet, wofür die Reliefs der Köpfe von Vater und Mutter und die Büste des Bruders Edmund – alle drei im Städtischen Museum zu Baden – sowie die Büste des Arztes Minnich im Badener Kurpark und das Grabmal von Regierungsrat Samuel Schwarz zu Kirchberg bei Aarau als Musterbeispiele gelten können. Robert Dorer war ein hervorragender Vertreter der Schweiz in der spätklassizistischen Bildhauerei des 19. Jahrhunderts.

LITERATUR: H. A. MÜLLER, *Biographisches Künstler-Lexikon*, 1882. – FRIEDRICH MÜLLER, *Lexikon (Künstler aller Zeiten)*, 1857–1870 (IV. Band). – SEUBERT, *Künstler-Lexikon*, 1878/79 (I. Band). – TSCHARNER, *Die bildenden Künste in der Schweiz*, 1879–1892. – *Schweizerische Bauzeitung XXI*, 104. – JAKOB EMIL ROTHENBACH, *Panorama oder die Kunst für das Volk*, Liestal 1894/95. – STAMMLER, *Die Pflege der Kunst im Aargau*, in *Argovia* 1903. – CARL BRUN, *Schweizerisches Künstler-Lexikon*, 1905 (I. Band). – *Dresdener Anzeiger*, 22. Dezember 1912. – LUDWIG JAEGER, *Der Bildhauer Dorer in seiner Vaterstadt Baden*, in *Badener Neujahrsblätter* 1947.

Robert Mächler 168

Dorer, Sebastian Franz Xaver Aloys, von Baden, getauft 12. Januar 1771, † 30. Januar 1814. Arzt und Politiker, Bruder des Regierungsrates Fidel Dorer. Sein Lebenslauf hat viel mit dem seines Vaters

Joseph Ludwig (1738–1802) gemeinsam, der 1757/1758 an der medizinischen Fakultät Freiburg im Breisgau immatrikuliert wurde und später neben seinem Arztberuf in Baden das Amt des Schultheißen, dann des Stadtschreibers bekleidete. Sebastian Dorer studierte seit 1787 Medizin, immatrikulierte sich 1790/1791 ebenfalls zu Freiburg im Breisgau, erwarb 1792 den Doktor und wirkte neben seinem Vater als Arzt in der Bäderstadt. Wie der Vater und sein Bruder Fidel erlebte er den helvetischen Umsturz mit gemischten Gefühlen, wirkte indessen mit in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, zuerst als Mitglied des Munizipalitätsrates, dann als Suppleant des Kantonsgerichts Baden und als Stadtphysikus, in welcher Eigenschaft er ein jährliches Gehalt von 60 Gulden bezog. Seit dem Juni 1798 gehörte er auch der von seinem Vater präsidierten Sanitätskommission des Kantons Baden an, geriet aber infolge der durch Krieg und Truppenbesetzung immer trostloser werdenden Zustände in Opposition gegen die herrschenden Kreise. 1800 beschwerte er sich beim helvetischen Minister gegen den Versuch der Verwaltungskammer, ihn zum Bleiben in der Sanitätskommission zu zwingen. Er erreichte seine Entlassung und verfaßte etwas später im Namen geistlicher und weltlicher Personen eine Petition ans Direktorium, die beim Minister der Künste und Wissenschaften großes Mißfallen erregte. Dessen Antrag, die Sache dem Justizminister oder gar dem Gerichte zur Ahndung zu überweisen, wurde von der zuständigen Behörde immerhin abgelehnt.

Von 1801 an kämpfte Sebastian Dorer mit dem in Baden wohnenden alt Landammann Karl von Reding und andern gegen die Vereinigung des Kantons Baden mit dem Aargau. 1802 war er Mitglied der föderalistischen Kantonstagsatzung und dann wieder der Interimsregierung beim Ausbruch des Stecklikriegs. Immerhin stand er nicht abseits, als nach dem Diktat Napoleons der Großkanton Aargau geschaffen wurde. Er folgte dem Ruf nach

Aarau und trat in die durch die Vermittlungsakte als provisorische Regierung geschaffene Siebnerkommission ein, in der er das Departement des katholischen Kirchenwesens übernahm. Die Mitarbeit mochte ihm um so mehr zusagen, als diese Siebnerkommission mehrheitlich aus Anhängern eines aristokratisch orientierten Föderalismus bestand und Dorers Herkunft und Gesinnung durchaus entsprach. Nach Bestellung der verfassungsmäßigen Behörden war er Mitglied des Großen Rates 1803 bis 1806 und 1811 bis 1814, zugleich Stadtammann von Baden und Mitglied des kantonalen Schulrates. Im Juli 1803 wurde er auch ins Appellationsgericht berufen, verzichtete indessen schon im Oktober auf dieses Amt und gehörte dafür dem Sanitätsrate an.

Trotz der vielen politischen Verpflichtungen führt Sebastian Dorer eine von weiten Kreisen geschätzte und beanspruchte Arztpraxis. Er findet sogar Muße zur Abfassung medizinischer Schriften und erwirbt sich gerade damit bleibende Verdienste. Er untersucht die Wirkung des Mineralwassers auf den gesunden, den anfälligen und kranken Körper, nach dessen Konstitution er die Bäder dosiert, die Badewärme abstuft und in genauen Messungen kontrolliert. Sorgfältiger, als es bisher geschehen war, erläßt er Vorschriften über die Anwendung der Dusche und der Trinkkur. Er strebt auch für die Minderbemittelten einen vom Arzt geleiteten Kurbetrieb an, indem er die Möglichkeit ihrer zweckmäßigen Unterkunft, Verpflegung und Betreuung überprüft. Ein sorgfältiges Studium widmet er allen das Badewesen betreffenden Fragen, selbst den klimatischen Einwirkungen, so daß er als der erste Vertreter einer neuzeitlichen Balneotherapie in Baden bezeichnet werden darf. Die Anerkennung von Seiten der Behörden blieb ihm nicht versagt. 1806 ließ ihm der Stadtrat für die Veröffentlichung einer seiner Schriften ein Dankeschreiben und eine Diskretion von drei Louisdors zukommen. Der frühzeitige Tod des Mannes, der nur 43 Jahre alt

wurde, hat allgemein Bedauern hervorgerufen. Das Protokoll des Stadtrates benützt, was sonst in Jahrzehnten kaum wieder geschieht, den Anlaß zur Bemerkung, Sebastian Dorer sei ein ausgezeichnete Arzt gewesen.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Wirkungen des natürlich warmen Mineral-Bades zu Baden im Kanton Aargau*, Baden 1806. – *Beobachtungen der Badkuren der Armen im Verenabad zu Baden in den Jahren 1805 und 1806*, Baden 1806.

QUELLEN UND LITERATUR: Protokolle der Munizipalität, des Verwaltungsrates und des Gemeinderates, Akten der Familie Dorer im Stadtarchiv Baden. – R. LEUTHOLD, *Der Kanton Baden 1798–1803*, in *Argovia* 46 (1934). – E. JÖRIN, *Der Kanton Aargau 1803–1813/15*, in *Argovia* 50 bis 53 und separat. – JOH. STRICKLER, *Amtliche Sammlung der Akten aus der Zeit der helvetischen Republik 1798–1803*, besonders Bände VII, VIII, XI und XII. – ULRICH MÜNZEL, *Die Thermen von Baden*. Eine balneologische Studie, Baden 1947.

Otto Mittler 169

Dorosz, Jadwiga /Hedwig/ Maria, von Baden, * 9. Mai 1905 in Tarnapol, † 31. Mai 1946 in Baden, Lehrerin, Privatdozentin und Schriftstellerin. Der Vater, der zuerst Lehrer, aber vom Schuldienst im damaligen Österreichisch-Polen nicht befriedigt war, kam 1912 als kaufmännischer Angestellter zu Brown, Boveri & Cie. nach Baden. Hier besuchte Hedwig Dorosz die Gemeinde- und die Bezirksschule. Am Seminar Wettingen bildete sie sich zur Lehrerin aus, unterrichtete eine Zeitlang an aargauischen Gemeindeschulen und an der Bürgerschule von Krotoschyn (Polen), studierte hierauf an den Universitäten von Zürich und Genf und erwarb 1931 das Doktordiplom. Im Oktober 1930 hatte sie sich mit dem Zürcher Philosophen Gottlob Friedrich Lipps verlobt und war dessen gleichgesinnte, treu ergebene Mitarbeiterin geworden, als die sie ihm sein Hauptwerk, *Das Wirken als Grund des Geisteslebens und Naturgeschehens*, vollenden half. Der Hinschied des Bräutigams kurz vor der Heirat verstärkte den ersten Grundzug ihres Wesens. Von 1934 bis 1939 wirkte sie als Privatdozentin für

Ästhetik und Psychologie an der Genfer Universität. Die ungünstigen Zeitumstände vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bestimmten sie zur Niederlegung der Dozentur. Sie kehrte nach Baden zu den Eltern zurück und versah in der Folge Stellvertretungen an aargauischen Sekundar- und Bezirksschulen. Im übrigen lebte sie den freigewählten, sehr vielseitigen literarischen Aufgaben. Durch übermäßige geistige Anstrengungen und seelische Erschütterungen an Gesundheit und Lebenswillen geschwächt, erlag sie im Alter von 41 Jahren einer Lungenentzündung.

Hedwig Maria Dorosz besaß eine beim weiblichen Geschlecht selten anzutreffende denkerische und dichterische Doppelbegabung und gebrauchte sie mit dem edlen Eifer des Fremdlings, der die Kultur seiner zweiten Heimat liebt und ihr dienen will. Ihre ästhetischen und psychologisch-pädagogischen Arbeiten, die großenteils in schweizerischen Zeitschriften erschienen sind, gründen sich auf die Philosophie von G. F. Lipps, enthalten aber auch viele eigene, aus dem Umgang mit Kunst und Dichtung und aus der Schulpraxis gewonnene Einsichten. Als Dichterin gab sie ihr Bestes in Versgebilden, die ein zartes, sehnsuchtsreiches, vom Weltleid bewegtes Seelenleben offenbaren. Aus dem literarischen Nachlaß hat ihr Vater drei wissenschaftliche und ein lyrisches Bändchen herausgegeben. Zwei Romane und mehrere Erzählungen, ein Drama, eine Studie über Christian Morgenstern und die Übersetzung eines polnischen Romans sind unveröffentlicht geblieben.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Grundlegung der Ästhetik*, Diss., Langensalza 1931. – *Die Flamme*, Gedichte, Zürich 1939. – *Poetische Weltfahrt*, Dichtung, Zürich 1944. – *Ausklang*, Gedichte, Zürich 1946. – *Grundfragen der Pädagogik*, Zürich 1948. – *La Vie et le Beau*, Essai esthétique (Habilitationsschrift), Baden 1953. – *Sammlung pädagogischer Aufsätze*, Baden 1953.

NEKROLOGE: *Badener Tagblatt* vom 4. Juni 1946, Nr. 129. – *Schweizerische Lehrerzeitung* vom 4. Oktober 1946, Nr. 40. – *Badener Neu-*

jahrsblätter 1947. – *Schulblatt für Aargau und Solothurn* vom 7. Februar 1947, Nr. 3.

Robert Mächler 170

Dössekkel, Eduard, von Seon, * 29. Oktober 1810 in Seon, † 4. April 1890 in Aarau. Sohn des Fürsprechers und Nationalrats Johannes Dössekkel, wurde im Widerspruch zu seinen literarischen Neigungen, wohl auf Wunsch seines Vaters, Jurist. Studierte 1830 bis 1831 in Bern, 1832 bis 1833 in Heidelberg. 1836 Fürsprech. Praktikum auf dem Büro seines Vaters. Nebenbei beschäftigt er sich intensiv mit Literatur und setzt seine schon in der Mittelschule in Aarau begonnenen eigenen dichterischen Versuche fort. 1838 Mitglied des Bezirksgerichts in Lenzburg. 1841 zum Oberrichter gewählt, bekleidete er dieses Amt bis zum Tode, mit einem Unterbruch von 1852 bis 1854, in welchen Jahren er Bezirksgerichtspräsident in Lenzburg war. Als Zwanzigjähriger wohnt er dem Einmarsch der Freiamter in Lenzburg und ihrem Vorstoß Richtung Aarau bei, ohne viel Verständnis, fast unbeteiligt. Auch später scheint ihn Politik kaum interessiert zu haben; immerhin gehörte er 1840 bis 1849 dem Großen Rate und 1849/1850 dem Verfassungsrat an. Seit einer, wie er selber sagte, «unglücklichen Jugend» und «ungenügenden Erziehung» sucht er sein Glück in der Vervollkommnung seiner inneren Person, wobei offenbar auch das Bewußtsein einer frühen Schuld eine Rolle spielt. Ernste, gütige Berufsauffassung, zuweilen empfindet er seinen Broberuf als Last. Verheiratet mit Wilhelmine Irminger von Zürich. Freundschaft mit seinem Kollegen C. R. Tanner, mit dem Fabeldichter A. E. Fröhlich, J. Frey und andern vor allem literarisch tonangebenden Persönlichkeiten, vorübergehend auch mit Gottfried Keller, dessen Besuch er 1848 in Seon empfängt, mit dem ihn aber bald Geldfragen entzweien. Er besucht 1837 Jeremias Gotthelf in Lützelflüh. Briefwechsel mit J. V. von Scheffel, der 1864 sein Haus ob Seon übernimmt, aber bald wieder aus familiären Gründen aufgibt. Viele Gedichte Dössekels zeigen seine

starke Verwurzelung im Seetal, wozu seine große Empfänglichkeit für Naturstimmungen und seine Neigung zu ländlicher Einfachheit viel beitrugen. Seine dichterische Begabung ist ganz lyrischer Art, seinem stark introvertierten, leicht depressiven Naturell entsprechend. Im Gesamteindruck ein milder, bald stark heimatisch gefärbter, bald romantisierender Biedermeier, selten ein sozialkritischer Anklang.

WERKE: 20 *Gedichte, eine Weihnachtsgabe*, Aarau 1848. – *Gedichte*, Bern 1851, 2. Auflage: Aarau 1872. – *Eine Sammlung von Aufsätzen*, Aarau 1889. – *Denksteine und Wegweiser*, herausgegeben von E. D., Aarau 1875.

LITERATUR: Marie Dössekkel, in *Allgemeine Deutsche Biographie*, 48. Band, 1904.

Heinrich Rohr 171

Drach (Drack), Johann Baptist, * 7. Juni 1780 in Obersiggingen, † 9. Januar 1846 in Schwyz, Jesuit, Begründer und Oberer verschiedener Kollegien des Ordens in der Schweiz. Drach studierte Theologie in Sitten, Dillingen und Rom, wo er 1804 die Priesterweihe empfing. Seit 1810 Mitglied der «Väter vom Glauben Jesu» in Sitten, schloß er sich mit diesen dem von Pius VII. 1814 wiederhergestellten Jesuitenorden an. Bei der im gleichen Jahre erfolgten Übergabe des Kollegs in Brig an die Gesellschaft Jesu übernahm er unter dem Titel eines Vizerektors die Leitung desselben und zugleich die Ausbildung der Novizen. Am 25. Oktober 1818 wurde Drach zum ersten Rektor des rasch aufblühenden und bald weltberühmten Collège Saint-Michel in Fribourg ernannt. Am 3. Februar 1824 übernahm er die Leitung aller in der Schweiz wirkenden Jesuiten. Als die damalige schweizerische Vizeprovinz des Jesuitenordens 1826 zur Oberdeutschen Provinz erweitert wurde, hatte er deren Leitung vom 10. Oktober 1826 bis zum 30. Januar 1830 in Händen. Von diesem Tage an war Drach wiederum Rektor von Saint-Michel bis zu seiner Ablösung durch den Walliser Jakob Roh am 10. April 1836. Dieser Wechsel brachte Drach aber keine Entlastung, da ihm die Aufgabe übertragen wurde, das Kolle-

gium in Schwyz zu gründen und zu leiten. Bis zu seiner Ersetzung durch den Elsässer Anton Minoux am 8. Dezember 1844 war er Vizerektor dieses neuen Kollegs. Seine Gesundheit war damals schon stark angegriffen. Am 9. Januar 1846 machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Bei der Besetzung des Kollegiums Schwyz 1847 wurden seine Gebeine von der Soldateska aus dem Grab gerissen und geschändet, nach dem Abzug der Besatzung aber wieder ehrenvoll beigesetzt.

Die Lebensaufgabe dieses bedeutenden Mannes bestand zum großen Teil in der Gründung und dem Ausbau der genannten Anstalten und Organisationen.

LITERATUR: O. PFÜLF, *Die Anfänge der deutschen Provinz der neu erstandenen Gesellschaft Jesu und ihr Wirken in der Schweiz*, Freiburg im Breisgau 1922. – F. STROBEL, *Die Jesuiten in der Schweiz im XIX. Jahrhundert*, Olten 1954. Rudolf W. von Moos † 172

Dreyfus, Markus G., * 18. November 1812 in Endingen, † 30. Mai 1877 in Zürich, Lehrer und Schriftsteller, Vorkämpfer für die Emanzipation der Juden in der Schweiz. Sohn des wohlhabenden Getsch Marum Dreyfus und der Rosetta geb. Ris, einer Tochter des Surbtaler Rabbiners Abraham Ris, besuchte Markus neben der deutschen Primarschule eine hebräische Privatschule in Endingen; mit 14 Jahren bezog er die Talmudhochschule in Altbreisach und später das Seminar in Karlsruhe. Nach der Prüfung als Lehramtskandidat in Aarau war er 1831/1832 Hebräischlehrer in Endingen. 1832 besuchte er einige Zeit die Kantonsschule in Aarau und begann dann an der Universität Basel das Medizinstudium, das er bald zugunsten der Pädagogik aufgab. Aus dieser Studienzeit stammt seine Freundschaft mit den späteren aargauischen Regierungsräten Schwarz, Urech und Wieland. Einen Sommer lang unterrichtete er an der Fellenbergschen landwirtschaftlichen Erziehungsanstalt in Hofwyl als Lehrer, wo er gleichzeitig Einblick in die landwirtschaftliche Ausbildung erhielt.

Dann wirkte er als Lehrer in Hagenthal (Elsaß), bestand 1835 in Aarau die Prüfung als Oberlehrer und wurde sofort zum Oberlehrer an die neuorganisierte israelitische Schule zu Endingen gewählt. Als solcher amtete er, mit einigen Unterbrechungen – 1843 kam er für einige Jahre als Religionslehrer nach Genf, 1861 war er kurze Zeit Redaktor des *Winterthurer Landboten* – bis 1869 und hat sich um die Erziehung und Ausbildung der jüdischen Jugend große und bleibende Verdienste erworben. Besonders trat er für die Hinführung zu landwirtschaftlichen und handwerklichen Berufen ein, die den Juden seit kurzem offenstanden. 1839 gründete er den Handwerksverein «Poel tow» zur Unterstützung jüdischer Lehrlinge, einige Jahre später den ersten israelitischen Männerchor, der 1855 unter seiner Leitung am Kantonalen Sängerkongress in Lenzburg teilnahm. Sein Versuch in den fünfziger Jahren, zusammen mit Rabbiner Fürst eine israelitische landwirtschaftliche Schule in Endingen einzurichten, scheiterte aus Mangel an Mitteln. 1869 wurde er nach Frankfurt am Main berufen, um im Auftrage des Bankiers und Philanthropen Hahn auf dessen Landgut eine jüdische landwirtschaftliche Schule zu errichten, die jedoch nach dem 1871 erfolgten Tode Hahns wieder aufgegeben werden mußte. 1872 bis 1876 war Dreyfus als Religionslehrer in Zürich tätig, wo er 1877 an einem Herzschlag starb.

Neben der zeitgemäßen Erziehung der jüdischen Jugend betrachtete Markus Dreyfus den Kampf für die bürgerliche Gleichstellung der aargauischen Juden als seine Lebensaufgabe. Dafür setzte er sich mit hohem Idealismus, gründlichem Wissen, scharfem Denken und unermüdlicher Tatkraft ein, unterstützt durch seine schriftstellerische Begabung. In seinem Hause in Endingen, in dem ihm nach seiner 1837 erfolgten Verheiratung mit Luise geb. Löwengard 14 Kinder heranwuchsen, trafen sich fortschrittlich gesinnte Männer des Kantons zu ausgedehnten Gesprächen und politischen Diskussionen,

so Fürsprech Jäger, Regierungsrat Urech, Oberst Schwarz, Pfarrer Suttermeister von Tegerfelden und später auch Augustin Keller. Ein Niederschlag dieser Begegnungen ist die Schrift *Zur Würdigung des Judentums unter seinen Nichtbekennern*, mit welcher er in Gesprächsform die religiösen und ethischen Grundsätze des Judentums gegenüber allen Angriffen und Verleumdungen klar zur Darstellung brachte, um zu zeigen, daß sie keine Hemmnisse für die bürgerliche Gleichberechtigung der Juden bildeten. 1862, auf dem Höhepunkt der politischen Kämpfe um die Emanzipation der aargauischen Juden, verfocht Dreyfus den jüdischen Standpunkt mit seiner vielbeachteten Broschüre *Über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten im Aargau*. Als vielseitiger Schriftsteller schrieb er, außer vielen Beiträgen für die jüdische Presse, auch für den Brugger *Hausfreund* und die Zeitschrift Dössekers *Zukunft des Volkes* und war Mitarbeiter von Prof. Rochholz in Aarau am *Schweizerischen Idiotikon*. Mit den bedeutendsten Vertretern des jüdischen Liberalismus in Deutschland und Frankreich stand er in freundschaftlicher Korrespondenz.

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Chinuch nearim*, erstes hebräisches Lesebüchlein für israelitische Schulen (mehrere Auflagen). – *Zur Würdigung des Judentums unter seinen Nichtbekennern*, Winterthur 1860, 2. Auflage 1862. – *Über die bürgerliche Gleichstellung der Israeliten im Aargau*, Aarau 1862. – Aufsätze, Berichte, Kritiken, Erzählungen und Novellen in schweizerischen Zeitungen und Zeitschriften und in: *Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie*, Frankfurt am Main 1836, *Allgemeine Zeitung des Judentums*, Berlin, *Der Israelitische Volkslehrer*, Frankfurt am Main 1851–1860, *Der Freitagabend*, Frankfurt am Main 1859.

LITERATUR: *Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz* 1912, Nr. 47. – EMIL DREYFUS, *Notizen zur Geschichte der aargauischen Juden von der Helvetischen Revolution an bis ins 19. Jahrhundert*, in *Israelitisches Wochenblatt* 1912, Nr. 1–52. *Encyclopaedia Judaica*, 6. Band, S. 26. *The Jewish Encyclopedia IV*, S. 657.

Florence Guggenheim-Grünberg 173

Dula, Franz, von Buttisholz, * 10. März 1814 in Luzern, † 30. Januar 1892 in Baden, empfing als Schüler des Luzerner Gymnasiums nachhaltige Anregungen durch Pater Girard, den Historiker Eutyck Kopp und Augustin Keller und schöpfte seine politische Gesinnung aus den freiheitlichen Idealen von 1830. Er studierte 1833 bis 1836 in Jena Philologie, erhielt 1836 in Luzern eine Lehrstelle und zog bald die Aufmerksamkeit auf sich durch selbständige, scharf durchdachte Behandlung pädagogischer Fragen.

Der politische Umschwung zugunsten der konservativen Partei und die von ihm bekämpfte weitere Entwicklung bewogen ihn, 1842 eine Lehrstelle an der Bezirksschule Reinach zu übernehmen, wo er sich, auch als Schulinspektor und durch Förderung des kulturellen Volkslebens, Anerkennung erwarb.

Nach der Niederlage des Sonderbunds Ende 1847 zum Mitglied der luzernischen Regierung gewählt, ging Dula 1849 als Direktor an das Lehrerseminar Rathausen über, erreichte durch seine tolerante, auf sittlich-religiöse Ziele ausgerichtete, pädagogisch vortreffliche Amtsführung einen vielbeachteten Aufschwung des Volksschulwesens. 1857 verlieh ihm die Universität Jena den Titel eines Dr. phil. h. c. Angesichts der Opposition von konservativer Seite und baulicher Mißstände in Rathausen folgte er 1867 dem Ruf der aargauischen Regierung zur Leitung des Lehrerseminars Wettingen.

Dieses war durch das Schulgesetz von 1865 aus der engen Verbindung mit der Landwirtschaft losgelöst und grundsätzlich den allgemein bildenden Mittelschulen angeglichen worden. Bei der nun folgenden Neuordnung im einzelnen entfaltete Dula eine ruhige, stetige und umsichtige Tätigkeit. Als Lehrer und Erzieher gewann er in ungewöhnlichem Maße die Zuneigung der Schüler. Noch mehr als unter seinem Vorgänger Kettiger wurde das Konviktleben von klösterlicher Strenge befreit. Die Lehrerfolge waren gut. Doch manche nach der Vorschrift des neuen Ge-

setzes getroffenen Neuerungen erschweren ihm die Arbeit: Die Lehrpläne überbürdeten die Schüler; das ungenügend umschriebene Mitspracherecht der neuangestellten wissenschaftlichen Lehrer, die sich nicht ausnahmslos auch als Erzieher im Konvikt bewährten, führte zu Unstimmigkeiten; es fehlte an förderlicher Mitarbeit der Aufsichtsbehörden. Zudem gerieten die Klostergebäude mehr und mehr in Verfall, trotz der angelegentlichen Bemühungen des Seminardirektors um deren Instandhaltung.

Es kam zu öffentlicher Kritik, 1880 zu einer Interpellation im Großen Rat, 1882 bei deren Beantwortung nach durchgeführter Untersuchung zu einer zweitägigen, stürmischen Debatte, in der dem Seminardirektor nichts ernstlich zum Vorwurf gemacht werden konnte als zu große Nachsicht gegenüber den Schülern. Vier Seminarlehrer wurden in der Folge entlassen. 1886 trat Dula von der Leitung des Seminars zurück. Ein Dula-Tag vereinigte Freunde und ehemalige Schüler des Direktors zu einer Kundgebung der Anerkennung seiner Verdienste. Bis 1891 wirkte Dula als Lehrer an der Anstalt fort.

WICHTIGSTE VERÖFFENTLICHUNGEN: *Was für Mittel stehen dem Lehrer zu Gebote, außer dem Unterricht auf die Erziehung der Kinder einzuwirken?* 1837. – *Versuch einer Geschichte des Volksschulwesens im Kanton Luzern*, 1838. – *Einige Worte über politische Erziehung unserer Jugend*, 1840. – *Über das Armenwesen im Kanton Luzern*, 1842. – Zahlreiche Beiträge über Schulinstitutionen, Erziehung, Lehrmittel, Lehrmethoden, Schulgeschichte, Jugendbibliotheken in den *Konferenzblättern*, Jahrgang I–VIII, in den *Jahrbüchern I–XI der Luzerner Kantonalkonferenz* und in der *Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit*, 1869 und 1873. – *Joh. Heinrich Mohr*, in *Geschichte der schweizerischen Volksschule*, Band II. – *Eduard Pfyffer*, ebenda. – *Niklaus Rietschi*, ebenda, Band III. – *Worte der Erinnerung an Augustin Keller*, 1883.

LITERATUR: FRITZ MARTI, *Lebensbild des Seminardirektors Dr. Franz Dula*, 1898, mit vollständigem Verzeichnis der Schriften Dulas. – J. A. HERZOG, *Dr. Franz Dula*, in *Semi-*

narbericht Wettingen 1891/92; *Allgemeine Deutsche Biographie*, Nachträge, Band 48, S. 145. – HBL, Band 2, S. 761. – KELLER und FREY, *Das Aargauische Lehrerseminar*, 1897 und 1947.

Arthur Frey 174

Eckinger, Theodor, Dr. phil., * 7. Juli 1864 in Benken ZH, † 22. Juni 1936 in Brugg. Bezirkslehrer und Vindonissaforscher. Studiengang: Besuch der Schulen seiner Heimatgemeinde und des Gymnasiums Schaffhausen. Seine Lieblingsfächer waren alte Sprachen und Geschichte. Seit 1884 Studium der klassischen Philologie an der Universität Zürich, besonders bei dem Altphilologen Hermann Hitzig und dem Archäologen Hugo Blümner. Er belegte daneben auch Vorlesungen über Geschichte, Sanskrit und Gotisch. 1889 erwarb er das Diplom für das höhere Lehramt. Nach zweijährigem Aufenthalt als Hauslehrer in Frankreich wurde Theodor Eckinger 1892, nachdem er an der Universität Zürich doktoriert hatte, an die Bezirksschule in Brugg gewählt, für die Fächer Französisch, Latein und Griechisch. 1893 vermählte er sich mit Alwine Hottinger aus dem «Ritterhaus» in Bubikon; die Ehe blieb kinderlos. Im Frühling 1900 wurde Eckinger als Lehrer für Latein und Griechisch an die neugegründete Abteilung des Gymnasiums nach La Chaux-de-Fonds berufen. Seine Liebe aber zur römischen Forschung ließ ihn schon 1907 nach Brugg an seine alte Lehrstelle zurückkehren, als diese frei wurde. Hier fand er seine Lebensaufgabe: Bis zu seinem Tode widmete sich Theodor Eckinger in nie erlahmender, hingebender Liebe und mit Idealismus seiner wissenschaftlichen Arbeit am Vindonissa-Museum.

Als Lehrer streng, aber gerecht, war Eckinger ein von der Antike begeisterter Mensch. Gerne hätte er sich ihr gänzlich verschrieben. Angeregt durch den Zürcher Prähistoriker Jakob Heierli, gründete Theodor Eckinger im Jahre 1897 die *Antiquarische Gesellschaft von Brugg und Umgebung*, welche sich seit 1906 *Gesellschaft Pro Vindonissa* nennt, gemeinsam mit einem Kreise gleichgesinnter, opfer-

freudiger Männer, wie Dr. S. Heuberger, Direktor Dr. L. Frölich, Pfarrer V. Jahn, Oberst C. Fels, Pfarrer Edmund Fröhlich, Ulrich Geiger-Schwarz und andern. Bescheiden, wie Eckinger war, überließ er den Vorsitz der Gesellschaft Dr. Heuberger zielbewußter Leitung und wählte für sich das entsagungsvolle Amt eines Konservators der Sammlung römischer Fundgegenstände. Der wissenschaftliche Zettelkatalog ist des unermüdlichen und selbstlosen Arbeiters größtes Werk und bildet die Grundlage für alle spätere Vindonissaforschung. Bei aller Begeisterung war Eckinger ein vorsichtig abwägender, kritischer Forscher, der überall klare Beweise und solide Arbeit forderte. Neben der Reihe seiner *Grabungsberichte*, seiner *Berichte über römische Kleinfunde aus Vindonissa* und seiner sachlich und knapp abgefaßten *Jahresberichte* – von 1927 bis 1936 leitete er als Präsident die Gesellschaft Pro Vindonissa – seien folgende Publikationen aus seiner Feder genannt:

VERÖFFENTLICHUNGEN: *Die Orthographie lateinischer Wörter in griechischen Inschriften*, Diss. o. J. – P. POMPONIUS SECUNDUS, *Etude philologique annexée au Rapport du Gymnase de La Chaux-de-Fonds sur l'exercice 1906–1907*. – *Töpferstempel und Ähnliches der Sammlung der Gesellschaft Pro Vindonissa*, S.A. aus dem *Anzeiger für schweizerische Altertumskunde*, N. F. X (1908) 4. Heft. – *Der Pan von Vindonissa*, S.A. aus der *Festgabe für Hugo Blümner*, 1914. – *Das Vindonissa-Museum in Brugg*, in *Die Historischen Museen der Schweiz* 1931, Heft 9.

LITERATUR: Dr. Theodor Eckinger, von J. V. (Pfarrer VIKTOR JAHN), im *Brugger Tagblatt* vom 24. Juni 1936. – Dr. Theodor Eckinger, *Bezirkslehrer*, Ansprachen bei seiner Abdankung, gedruckt. – Dr. Theodor Eckinger, a. *Bezirkslehrer in Brugg*, von J. HÄUPTLI, in *Brugger Neujaarsblätter* 1937. – *Gesellschaft Pro Vindonissa, Jahresbericht 1936/1937*, S. 1 ff.: Dr. Theodor Eckinger, verfaßt von R. LAUR-BELART. – *Die Gesellschaft Pro Vindonissa 1897–1946*. Aus der Chronik des halben Jahrhunderts ihrer Geschichte, von A. KIELHOLZ, S. 35 ff., in *Gesellschaft Pro Vindonissa, Jubiläumsbericht 1946/47*.

Viktor Fricker 175